

## Tönnies, Ferdinand

*Die Sitte, Frankfurt am Main (Rütten & Loening) 1909, 95 S.  
daraus S. 63-95*

63

WIE aber die Sitte darauf angewiesen ist, Liebe, Freundschaft, Geselligkeit zu befördern, so gibt sie ihnen auch ihre Formen, die des gegenseitigen Ehrens und Erfreuens. Wie Gewohnheit dem Individuum sein Tun *erleichtert*, es bequem macht und die Denkarbeit spart, so wirkt Sitte, schon durch scheinbar gleichgültige Bräuche, auf Gemeinschaft: man erfüllt die Form, so hat man getan, worauf ein begründeter Anspruch gemacht werden kann. Die Sitte schreibt es vor, von frohen und traurigen Familienereignissen den Nachbarn und Freunden, wohl auch Kollegen und Vorgesetzten, Mitteilung zu machen; man braucht nur nach ihr sich zu richten, so erfüllt man deren Erwartung und Verlangen; ältere und einfachere Sitte begnügte sich mit mündlichen „Ansagen“ oder Gelegenheitsbriefen; mehr und mehr hat sich die gedruckte oder lithographierte, in alle Welt gesandte Anzeige, nebst obligaten Danksagungen, verallgemeinert: auch hier ist das Konventionellwerden der Sitte zu beobachten. Sich selber bleibt sie besser treu, wo sie

64

der natürlichen Neigung der Menschen, miteinander vergnügt und froh zu sein, entgegenkommt: hier wird sie nicht so leicht zur „bloßen Form“, sondern heißt das tun, was die Menschen aus ihres Herzens Antrieb gerne tun, zumal die jungen Menschen: als singen und tanzen. Das Zusammensingen ist als Sitte am meisten für die gesellige Freude junger Männer, das Zusammentanzen für die von Männlein und Fräulein miteinander, charakteristisch geworden; und hier überwiegt Lust und Interesse „des Frauenzimmers“. Beides war ehemals wesentlich Kulthandlung; das Singen ist auch in unserer religiösen Übung geblieben - insbesondere der Gemeindegesang; das Tanzen zu Ehren der Götter kennen wir als Brauch der Wilden; zu Ehren von Menschen ist es auch unter uns nicht unbekannt: mit Vorliebe lassen die *Monarchen*, um einander zu ehren, Ballets als Festvorstellungen geben; und man erinnere sich des Fackeltanzes preußischer Minister bei Hochzeiten.

So gehört nun das ganze Gebiet der *Umgangsformen* unter die Herrschaft der Sitte. Dies ist ein Gegenstand, der oft auch die Aufmerksamkeit der Beobachter und Denker über menschliche Dinge auf sich gezogen hat, und zwar in neuerer Zeit, gemäß dem zunehmenden Interesse für kausale Erklärung, hauptsächlich in der Richtung, daß man ihren *Ursprung* zu erforschen beflissen gewesen ist. Diese soziologische Untersuchung eröffnete vor einem Menschenalter, im Zusammenhange seines Systems der Soziologie, *Herbert Spencer*, durch den besonderen Band „*Ceremonial Institutions*“, den er dem Gegenstande widmete. Er versuchte, alle Umgangsformen und höflichen Zeremonien aus dem Verhalten Besiegter, Gefangener, und demnächst von Sklaven und Untertanen abzuleiten und ihre oft so sonder-

65

bare Gestalt durch ihre Herkunft von wirklichen Handlungen, bei denen Inhalt und Bedeutung noch nicht verschieden war, zu erklären. Der berühmte Philosoph hat ein großes Material verwertet, um in diesem Sinne die Entwicklung der Umgangsformen darzustellen. Er übersieht dabei nur, daß auch wo Unterwerfung nicht in Frage kommt, Umgangsformen entstehen können, die aus gegenseitiger Zuneigung und Liebe entspringen und diesen Ausdruck geben. So ist es doch wohl natürlicher, Umarmungen, Küsse, Händeschütteln als unmittelbare Ausdrücke der Freude aneinander und über die gegenseitige Nähe aufzufassen, als sie aus ursprünglich einseitigen, dann teilweise erwiderten Ehrenbezeugungen abzuleiten. Zugestanden muß aber werden, daß in Ausdrücken der Knechtsgesinnung wirklich der Ursprung der meisten von Spencer dargestellten Arten der Ergebenheits- und Begrüßungsformen zu suchen ist, als von Verbeugungen, Fuß- und Handküssen, dem Bestreuen von Körperteilen mit Sand oder Asche, Falten der Hände, Erheben der gefalteten Hände, Entblößen des Hauptes und der Füße, dazu den entsprechenden Redeweisen, besonders Formen der *Anrede*, von denen wir heute noch im Briefstil so viele Floskeln bewahrt haben und sorgfältig pflegen. Spencer bemerkt dabei, daß in einer vollständigen Ehrenbezeugung durch Geberden oder durch Worte sich zwei Elemente, von denen das eine Unterwerfung, das andere Zuneigung ausdrücken sollte, vermischen; ganz im Einklange mit dem was ich über das Wesen der Ehrfurcht gesagt habe. Er betont aber in bezug auf Worte ausdrücklich, daß Beteuerungen der Teilnahme an der Wohlfart und dem guten Geschick eines anderen noch früher entstanden sein müssen als Beteuerungen der Unterwerfung. Wie nun auch das chrono-

66

logische Verhältnis sein möge, wir wissen und sehen klar, daß die einen wie die anderen „Versicherungen“, mögen sie ursprünglich noch so ernsthaft gemeint sein, allmählich inhaltsleer, zu bloßen Redensarten oder Phrasen werden, und daß sie von der *Sitte* geboten werden, ohne alle Rücksicht darauf, ob irgendein entsprechendes Gefühl dahinter liegt oder nicht; wie nicht minder die entsprechenden Gesten. Sie werden zu bloßen Formen, als solche können sie erst zur Pflicht gemacht werden. *Spencer* führt aber zu ausschließlich alle diese Formen und Formeln auf das Verhalten besiegtter Feinde und Gefangener, Sklaven, gegen ihre

Sieger und Herren, zurück. Er verkennt, daß auch in der Gemeinschaft von Freunden, von ursprünglich Zusammengehörigen die Wurzeln solcher Sitten und Gebräuche vorhanden sind; daß die Frau in der Regel dem Manne zu dienen beflissen ist, aber auch, besonders als Freier, der Mann dem Weibe; daß Kinder von Natur demütig, bescheiden, ergeben und in Ehrfurcht zu den Eltern sich verhalten, zumal wenn sie schon zur Reife des Verstandes gelangt sind; daß hierin auch die Ehre, die dem Alter, den Greisen als solchen gezollt wird, beruht. Er verkennt vor allem, wie diese aus dem Wesen der Sitte hervorgeht und damit verbunden bleibt.

In der Tat dürfen wir sagen: aus dem Wesen der Sitte, wie wir es aus ihrer Form und ihrem Begriff abzuleiten unternommen haben, folgen auch, ihrem hauptsächlichsten Inhalte nach, die Umgangsformen. Das „zuvorkommende Betragen“ gegen Ältere liegt allen zugrunde; Ehren, Beschenken, Bedienen sind nur verschiedene Ausdrücke darin enthaltenen Willens; dieser verallgemeinert sich zunächst als guter Wille gegen Schwächere überhaupt; indem er sich

67

auf Frauen, auf Kinder und auf Gastfreunde ausdehnt. Das will die Sitte, weil zunächst die Alten, dann die Götter es wollen. Bei den Jungen und Starken kommen die zärtlichen Neigungen, Scheu, Dankbarkeit und verwandte Gefühle, auch der Genuß des Starkseins, entgegen: im zuvorkommenden Benehmen ist immer auch etwas Herablassendes. Und in den elementaren Verhältnissen, wo nur *natürliche* Unterschiede in Frage kommen, folgt immer auch die Gegenseitigkeit von selbst. Schon ihre Mannigfaltigkeit bewirkt solche; die Geehrten ehren selbst. Auch Greise sind artig gegen Frauen, Frauen gegen Greise. Kinder sollen ehren, sie empfangen keine Ehre, werden aber beschenkt oder bedient; Gäste sind ein andermal die Wirte. Andererseits sind alle Ausdrücke guten Willens ihrem Wesen nach schon Erwidierungen - sofern der gute Wille Dankbarkeit ist, Liebe um Liebe gewährt und gezeigt wird. Im Familienleben entwickeln sich nicht so leicht *leere* Formen, auch werden die Ausdrücke der Ergebenheit nicht so leicht einseitig; das herrische Wesen und die Strenge und Härte der Erziehung ergibt sich teils aus Affekten, teils aus Grundsätzen, die seinem Wesen fremd sind. Dem erweiterten sozialen Leben gehört erst das ausgesprochene Herrentum an, und hier wird auch der Umgang in seinen Formen schroffer einseitig; der „gehorsame Diener“ auf der einen Seite, der „gnädige Herr“, die „gnädige Frau“, deren Ungnade wohl als Grausamkeit sich offenbart, auf der anderen. Hingegen unter Brüdern, unter Kameraden ist man am meisten „formlos“, man „läßt sich gehen“, „macht keine Umstände miteinander“; es ist zu viel Gleichheit, um „Steifheit“ aufkommen zu lassen, die sonst wenigstens auf Seite des Dieners und Ergebenen immer vorhanden ist, der „die Befehle er-

68

wartet“; aber auch auf Seite des Herrn, der sich nichts vergeben, sich nicht „gemein machen“ will. Die „Gesellschaft“ stellt nun eine Art von Gleichheit wieder her, indem sie *scheinbare* Gegenseitigkeit wenigstens eines Teiles der Ergebenheiten begünstigt; am meisten bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Phrase: „die

Ehre ist ganz auf meiner Seite“, überhaupt hat die „Redensart“ hier ihr weitestes Feld; denn die Verbeugungen und andere Schnörkel pflegen doch je nach den Verhältnissen sehr verschieden zu bleiben in Tiefe und Gewundenheit; der Hut wird nur getupft oder bis zur Erde gesenkt. Ein wenig fühlt doch jeder sich durch die Sitte genötigt, sich klein zu machen und den anderen zu erheben. Im Orient sagt der artige Mann: meine ganze Habe gehört dir; verfüge darüber nach deinem Belieben.

Die Umgangsformen sind außer durch *Spencer*, der hierin eine Musterleistung vollbrachte vor etwa 30 Jahren, bald nachher durch *R. v. Jhering* in dem schon erwähnten unvollendeten Werke „Der Zweck im Recht“ einer eingehenden Betrachtung unterzogen worden. Er macht darauf aufmerksam, daß die *Sprache* mit Klarheit und Sicherheit Sitte als auf die *Form* des Handelns sich beziehend erfasse, die Vorstellung sei dabei die eines Äußeren, das zum Inneren hinzukommt. Nahe verwandt damit sei die Vorstellung der „Art“, d. h. des Typus, der sich im Leben in bezug auf die Umgangsformen als feststehender herausgebildet habe - als Vorbild der richtigen Art gelte die des Hofes; daneben die Art der Städter und wohl auch die der Ritter: Ritterlichkeit als das artige und hilfreiche Betragen gegen Frauen. Wie alle Schönheit auf der Form beruhe, so schließe auch für die Sitte der Gesichtspunkt des ästhetisch Schönen sich an.

69

In diesem Sinne sei das Wort „Anstand“ charakteristisch, der Anstand gelte als Kanon des durch die Sitte vorgeschriebenen „Benehmens“, und mit dem Worte „Benehmen“ bringe die Sprache nur Adjektiva in Verbindung, bei denen man die *Sitte* als Maßstab anlege; ähnlich auch mit dem Worte „Wesen“. Die Sprache beobachte bei den Prädikaten, die sie darauf anwende, die scharfe Grenzscheide zwischen Sitte und Sittlichkeit (gesittet und sittsam gegenüber sittlich, ehrbar und ehrsam gegenüber ehrlich) - jene wolle sie als etwas rein Äußerliches, diese als das Innerliche bezeichnen. Ebenso nenne sie die praktische Funktion des Gefühls verschieden: in bezug auf das Sittliche Gewissen, in bezug auf die Sitte Takt und in bezug auf das Schöne Geschmack. Jhering kommt sodann auf die Umgangsformen im Zusammenhange seiner umfassenden „Theorie der Sitte“ zurück. Er stellt als die Maßstäbe der *feinen* Sitte die drei hin: Anstand, Höflichkeit, Takt. Alle übrigen Ausdrücke, deren die Sprache sich bediene, seien einem der drei durch jene Ausdrücke umschriebenen Vorstellungskreise zugehörig.

Ich meine nun zu bemerken, daß Jhering hier ein merkwürdiges *Quid pro Quo* begeht. Es entgeht ihm, der so aufmerksam die Sprache beobachtet und deutet, daß Vorstellungen, wie die von Anstand, Höflichkeit, gute oder feine Sitte, von den Vorstellungen, die im Worte Sitte enthalten sind, sich wesentlich unterscheiden. Jene schließen ein *Urteil* ein, die letzten Ausdrücke sogar in ausgesprochener Weise, sie stellen alle die Idee von etwas Richtigem, etwas Seinsollendem auf, die sich als *Forderung* an das Verhalten, also hier an das Benehmen oder Betragen der Menschen wendet, gleich den Begriffen der Sittlichkeit, deren

70

weiterem Sinne sie angehören. Am Worte Sitte haftet dergleichen nicht. Wir fanden darin drei Vorstellungen verbunden, die freilich begrifflich getrennt werden müssen, die der tatsächlichen Übung, der Norm und des sozialen Willens. Auch die Norm und der soziale Wille werden aber als *tatsächlich* gedacht. Und die wirkliche Übung ist immer vorausgesetzt. Wenn auch die Sitte zugleich und sogar vorzugsweise Wille ist, so hört sie doch auf zu sein, wenn sie aus der *Praxis* verschwindet; ihr Wesen ist in der Praxis. Dagegen Ideen wie Anstand und Höflichkeit sind rein theoretisch, sie sind *ideelle* Maßstäbe, an denen das wirkliche Verhalten gemessen wird. Sie enthalten Regeln, halb von ästhetischem, halb von ethischem Charakter, Regeln, deren Wert und Geltung unabhängig davon gedacht wird, ob sie tatsächlich beobachtet und befolgt werden. Sie mögen sehr oft mit den Normen der Sitte sich begegnen und zusammenfallen, besonders darum, weil sie daraus sich herleiten: die Sitte ist der vorherrschende Grund der geltenden *Anschauungen* von dem was anständig, schicklich, höflich u. dgl. ist, aber diese Anschauungen können sich auch von der Sitte emanzipieren und sich ihr entgegensetzen. Sehr oft wird etwas, was die Sitte nicht nur erlaubt, sondern sogar fordert und befiehlt, als unschicklich, ja als unanständig von verfeinerten Menschen empfunden; man denke an Hochzeitsbräuche. Die Sitte und die in ihr beruhenden Anschauungen, auch in bezug auf das Schickliche, auf Anstand und „Lebensart“, gehören wesentlich dem *Landleben* an, Sitte ist eben als *Volkssitte* das Ursprüngliche, Überlieferte, Allgemeine - auch in den Umgangsformen: hier ist weitreichende Gleichheit, Einfachheit, Naivetät, daher Wärme und Herzlichkeit, aber auch wackre heimatliche Grobheit

71

und Derbheit; wenn auch die Ausbildung der „Manier“ unter Bauern durchaus nicht fremd ist, ja in scharf ausgeprägten Urteilen und Vorschriften sich geltend macht, zumal bei wichtigen Vorfällen des Lebens, wo eben die wirkliche Sitte bindet und gebietet. Aber außerhalb ihrer, wenn auch zumeist *aus* ihnen, bilden sich die Ansichten der höheren und herrschenden Stände und die der Städter; diese Ansichten beruhen zum Teil in abweichenden neuen Gewohnheiten, Gepflogenheiten, die oft auf Nachahmung Fremder beruhen; es bilden sich auch neue besondere „Sitten“ aus, sie wollen aber immer die ursprüngliche ältere Sitte veredeln und verfeinern. Die feine Lebensart, für die Zivilisation so charakteristisch, in der, wie Kant sagt, die Menschen samt und sonders Schauspieler sind, wird von ihrem Gebrauch in den Häusern der Fürsten und Vornehmen Höflichkeit genannt; aber sie heißt in anderen Sprachen Bürgerlichkeit (*civilité, civility*) und städtische Gebahrung - Urbanität. Jedenfalls ist sie ein Merkmal der Kultur und Bildung, die immer von jüngerer Herkunft sind, nicht Merkmal „alter“ *Sitte*. In der Schätzung jener pflegt der ästhetische Gesichtspunkt vorzuwiegen, dem naturwüchsig ungeschlachten Wesen des *rusticus* wird die kunstvolle Eleganz des Mannes von Welt vorgezogen; den „ungehobelten“ Manieren die Politur, der rauhen Schale eine geschliffene Außenseite. Die Ideen des Anstandes und der Höflichkeit stehen nicht, wie Jhering meint, nebeneinander, sondern wenigstens *auch* so, daß die erstere die umfassendere ist: es gehört mit zum Anstande, höflich und entgegen-

kommend zu sein, beim Anstande („Wohlstande“) denkt man allgemein an das, was dem Menschen selber wohl ansteht, und dazu gehört eben auch ein höfliches Wesen gegen andere,

72

bei der Vorstellung Höflichkeit wird aber dieser Wert, den sie für uns selber haben mag, *nicht* in Betracht gezogen, sondern nur die Wirkung, die sie auf die anderen ausübt und der Wert für diese. Jhering unterscheidet fein selbstnützige und fremdnützige Sitte, er betrachtet aber die Umgangsformen ausschließlich unter dem Gesichtspunkte, daß sie „fremdnützige“ seien.

In der Schätzung des Anstandes und der Höflichkeit überwiegt, wie gesagt, der ästhetische Gesichtspunkt, aber der ethische ist ihr nicht fremd. Die *Grobheit* wird als Feindseligkeit empfunden und sie besteht zumeist darin, daß unfreundliche Gefühle sich rückhaltlos - roh - offenbaren; dagegen gebietet die Urbanität und Höflichkeit, also die *feine* Sitte, Rücksicht zu nehmen, solche Gefühle also, wenn sie gehegt werden, wenigstens nicht kundzugeben, sie gebietet ein gewisses Maß von Freundlichkeit auch gegen den Feind und den unsympathischen Menschen. Dagegen empört sich freilich das sittliche Gefühl, welches *Aufrichtigkeit* fordert; und der Hofmann, der jedem etwas Angenehmes sagt, kommt in den Ruf, daß er es nicht ehrlich meine; man wundert sich, daß einer lächeln kann und immer lächeln und doch ein Schurke sein. Aber das Bedürfnis der Geselligkeit und des friedlichen Verkehrs, das in den oberen, wie in den städtischen Schichten, wenn nicht stärker, so doch allgemeiner wird, gibt den Ausschlag zugunsten der artigen Unwahrhaftigkeit, die freilich harmlos wäre, wenn wirklich, wie *Kant* meint, niemand dadurch betrogen würde, „weil ein jeder weiß, wofür er sie nehmen soll“ - die Verbeugungen und die ganze höfische Galanterie, samt den heißesten Freundschafts- und Hochachtungsbeteuerungen in Worten -

73

aber das gilt doch nur für einen Teil, wenn auch vielleicht für den größeren; es bleibt aber immer eine *Marge*, in der die Täuschung einen breiten Spielraum behält. Unerfahrene Menschen, besonders Frauen, werden am leichtesten getäuscht; aber auch für Erfahrene ist es oft schwer, ja unmöglich, zwischen aufrichtig gemeinten „Komplimenten“ und bloßen Redensarten, zwischen Anerkennung und Schmeichelei zu unterscheiden; gerade diese Ungewißheit macht ja die Schmeichelei und alles ihr Verwandte zu einem so gefährlichen Werkzeuge in den Händen derer, die etwas dadurch erreichen, die sich einschmeicheln wollen. Regelmäßig vergiftet Schmeichelei die Fürsten, obgleich oder gerade weil ihnen gegenüber Aufrichtigkeit leicht zum Verbrechen wird.

Die städtischen oder höfischen Manieren werden nachgeahmt, das Feinere wird immer als das Höhere bewundert, und so breiten sich die Gewohnheiten der Städter und der Vornehmen auch über das Landvolk und über die unteren Volksschichten aus: was ein unterscheidendes Merkmal war, kann also allgemein Sitte *werden*, und dies ist ein ziemlich häufiger Vorgang. Eben darum *wiederholt sich* immer von neuem, daß die Reichen und Vornehmen von der allgemeinen Sitte,

auch wenn sie erst von ihnen entlehnt war, sich wiederum absondern, sie suchen ja immer sich auszuzeichnen, sich hervorzutun, eine Scheidewand zwischen sich und dem „gemeinen Pöbel“ aufzurichten, und diese Tendenz kann zu den sonderbarsten, bizarren ja absurden Sitten führen, wie bei den Chinesen zur Verkrüppelung der weiblichen Füße: Jhering nennt sie einen Protest des Körpers gegen den Verdacht, daß sein Träger den niederen Ständen angehöre, da nur die Chinesen, die sich in

74

der Sänfte tragen lassen können, in der Lage sind sich diesen Luxus zu erlauben. Diese pragmatische Erklärung dürfte aber schwerlich auch den Ursprung bedecken. Im heutigen Europa sind die Gleichheitstendenzen bekanntlich stark. Die Nachahmung geht mit ungeheurer Geschwindigkeit. Freilich kann sie in den meisten Dingen nur den äußeren Schein der Oberfläche erreichen, und insoweit ist es immer wieder leicht, das Echte und Gediegene als Vorrecht des Herrenstandes herauszukehren. Aber der Schein trügt, und nur die Oberfläche fällt ins Auge. Darum ist es wieder schwer, sich deutlich zu unterscheiden. Wenn die Nachahmung geschmacklosen Prunkes allgemein geworden ist, so kann es wieder für vornehm gelten, sich *einfach* zu zeigen. Dies gibt sich am ehesten kund in der Kleidung. Und die Kleidung kennen wir schon als sehr wichtigen Gegenstand der Sitte im allgemeinen, sie dient aber auch der Neigung, distinguirt zu erscheinen, und den Regeln des Anstandes.

DIE Kleidung der echten Sitte, wie sie unter Landleuten herrscht, ist die Volkstracht, das „Kostüm“. Die vornehmere Kleidung der Großen hebt sich davon ab, wie die der Städter. Jene wird ein bevorzugtes Zeichen des Standes und Ranges, als solche bleibt sie der Standessitte lange unterworfen, wenn sie auch ihrem Wesen nach Sache eines sozialen *Glaubens* und Geschmackes ist, des Glaubens nämlich, daß es sich so schicke, daß z. B. die schwarze Farbe die angemessene, richtige sei für den Geistlichen, wie für die Trauer (schwarz und weiß konkurrieren hier wie dort), hingegen etwa der Purpur für die imposante Würde

75

eines Häuptlings und Fürsten. Aber an den Höfen wird die Tracht Gegenstand besonderer ausdrücklicher Vorschriften, die wie Gesetze sie bestimmen und regeln. Die Uniformierung wird zum Bedürfnis, am frühesten in militärischen Verhältnissen, wo dann die Kleidung, zumal die im Dienst, durchaus der Satzung, ja dem Gesetze unterliegt. Hier verschwindet alles Individuelle unter der Kleidung; eine Tendenz vollendet sich darin, die auch in der einfachen Volkstracht schon vorhanden ist. Andererseits, und dies macht sich hauptsächlich in Städten geltend, je mehr sich in ihnen der Reichtum ausbreitet, ruft der Wunsch zu glänzen immer neue Veränderungen der Kleidung und des Schmuckes hervor; im häufigen Wechsel der Kleidung dokumentiert sich der Reichtum, sucht sich der Geschmack zu bewähren, und wie am Tage man sich mehrmals umkleidet, so auch nach der Jahreszeit, so von Jahr zu Jahr. Ein neues *Regime* macht sich geltend, das *Regime*

der *Mode*, am auffallendsten, so daß sich der Name scharf darauf fixiert hat, in der Frauenkleidung. Die Mode ist etwas der Sitte Ähnliches, beide Ausdrücke werden oft durcheinander gebraucht: miteinander verwechselt. Aber die Gegenstände sind sehr verschieden, auch wenn man sie nicht künstlich, begrifflich, gegeneinander abgrenzt. Die gute oder feine Sitte grenzt gerade in dem, was an ihr Sitte ist, nahe an die Mode und geht leicht in sie über, weil sie eben veränderlicher und von wechselndem Geschmack, von neuen Erfahrungen abhängiger ist, als die echte Sitte, die starr und treu das überlieferte Muster wiedergibt. Auch die Mode ist eine Form des sozialen Willens, aber während die Sitte dem Urteil, also dem Geschmack, der Meinung vorausgeht, folgt die Mode diesen Arten des Fühlens und Denkens vielmehr nach.

76

Sie beruht insbesondere auf dem Urteil, daß etwas, um bemerkt zu werden und zu gefallen, neu und besonders sein müsse, auf der Meinung, daß das Neueste immer - wenigstens für die Neugierigen - interessant sei, und daß daher auch Menschen, die bemerkt werden und gefallen wollen, immer neu und frisch *erscheinen* müssen, da es unmöglich ist, immer neu und frisch zu *sein*. Das Erscheinen ist dadurch möglich, daß man neue und frische Sachen hat und zeigt, ihre Neuheit und Frische aber ist am ehesten dadurch erkennbar, daß der „Schnitt“ neu und auffallend ist; am leichtesten sichtbar wird dies aber an der Kleidung, zumal an prächtigen Frauengewändern, die der Gesellschaft in die Augen stechen. Maßgebende Vorbilder Weniger werden von den Vielen nachgeahmt. Daß sie oft von der „halben Welt“ und dahinter sich versteckenden Geschäftsinteressen ausgehen, ist weniger bekannt und wird rasch vergessen. Bald ist doch alle „Welt“ darüber einig, daß man so sich kleiden *müsse* - wenn man nämlich zeigen will, daß man „dazu gehört“ - die Mode ist ihrem Wesen nach „konventionell“. Sie entsteht, als ob sie mit bewußter Wahl von den maßgebenden Persönlichkeiten der „oberen 10000“ gemacht wäre, und zwar hauptsächlich zu dem Zwecke, um eben „Maß zu geben“, um die eigene Willkür oder die „tonangebende“ Fähigkeit kundzutun, um *die* Gesellschaft zu bezeichnen. Vortrefflich sagt Jhering: „Die Mode ist die unausgesetzt von neuem aufgeführte, weil stets von neuem niedergerissene Schranke, durch welche die vornehme Welt von der *mittleren* Region der Gesellschaft“ (denn die untere, heißt es zuvor, komme dabei nicht in Betracht, die Gefahr einer Verwechslung mit dieser schließe sich schon von selber

77

aus), „sich abzusperren müht, es ist die *Hetzjagd der Standeseitelkeit*, bei der sich ein und dasselbe Phänomen wiederholt: das Bestreben des einen Teils, einen wenn auch noch so kleinen Vorsprung zu gewinnen, der ihn von seinem Verfolger trennt, und das des anderen, durch sofortige Aufnahme der neuen Mode denselben wiederum auszugleichen.“



Die Sitte und die Mode müssen streng voneinander unterschieden werden, aber sie haben manches miteinander gemein, sind sich in mehreren Zügen ähnlich. Auch die Mode ist sozialer Wille, der sich in der Praxis betätigt: „man“ tut so und so, es ist so üblich, folglich muß ich es auch tun, ich muß die Mode mitmachen: diesen Schluß zieht besonders in bezug auf die Art und Weise - Mode heißt ja eigentlich Art und Weise (*modus*) - wie sie ihre Kleider machen läßt, jede Frau, die sich zur „Gesellschaft“ oder auch nur zur „besseren Klasse“ rechnet; sie anerkennt damit eine ungeschriebene Vorschrift als für sich gültig, sie unterwirft sich dem Zwange der Mode. Und wodurch wird dieser Zwang ausgeübt? Durch die immer wache, immer drohende, von jedem, der sich öffentlich *zeigt*, herausgeforderte *Kritik*, die Meinung der Leute. Man wird zum Sklaven der Mode, man folgt blindlings ihren Launen. (Immer ist hier im „Man“, als das wesentliche Element, die Frau enthalten, auch die Frau oder das Weib *im Manne*, als bezeichnend für die männlichen Modenarren!) So ergreift die Mode alle Lebensgebiete wie die Sitte. Sie ist die flüssig gewordene Sitte, daher auch die leicht und flüchtig gewordene; also die Sitte, die ihr Wesen aus sich herausgesetzt hat, die in ihr Gegenteil umgeschlagen ist. Denn in ihrem Wesen lag es, alt, starr, schwer und ernst zu sein. Nach *J. v. Falke* wäre um die Mitte des 14. Jahrhunderts

78

das zuerst eingetreten, „was wir seitdem unter Mode verstehen, der ewige, scheinbar zufällige Wechsel in der Tracht mit seiner unbedingten Herrschaft über alle Klassen der zivilisierten Menschheit, die sich über das bloße Dasein, die einfache Fristung des Lebens, erhoben haben... die Zeugnisse geben bestimmt an, wie die Mode in dem gedachten Sinne als eine Macht den Zeitgenossen ins Bewußtsein tritt“. Man kann die Mode auch als die Sitte der Jungen bezeichnen, und dies bedeutet nicht so sehr die jüngeren Lebensalter als die jüngeren gesellschaftlichen Schichten, vor allem die Bewohner großer Städte, in denen sich die Leichtigkeit und Geschwindigkeit der Industrien entwickelt, die der Mode dienen, und von ihr leben. Sitte entwickelt sich in der *Zeit*, daher in vielen vertikalen Linien (gleichsam von unten nach oben); Mode breitet sich aus im Raume. Jene hat die Tendenz sich zu partikularisieren, diese sich zu generalisieren.

Jhering hat kaum im Vorbeigehen darauf acht gegeben, daß auch die *Umgangsformen* in hohem Maße der Mode unterliegen, durch die Mode „diktiert“ werden, weil eben auch in ihnen gerade die *gute* Gesellschaft paradiert, die ihre „Vornehmheit“ darin zu *zeigen* wünscht, wenn auch das Bedürfnis, *Neues* aufzubringen, hier wenig Spielraum findet. Das stabile Element ist notwendig stärker, das aber auch bei der Kleidung nicht fehlt; dies stabile Element ist eben da, wo die Sitte in natürlichem Verständnis beruht, und dies geht wesentlich auf die Ehren zurück, die dem Alter und den Frauen erwiesen werden, überhaupt auf die natürlichen Unterschiede, obwohl die Mode sich oft wie geflissentlich auch über diese hinwegsetzt; teils ist es auch eine echte Sitte, ohne daß man an ihren Sinn dabei denkt oder

79

ihn auch nur kennt; so werden bei der deutschen Sitte des Händedrückens nach gemeinsamem Schmause die dazu gehörigen Worte „Gesegnete Mahlzeit“ (wobei auch das „Gesegnete“, obgleich die Hauptsache, sehr oft weggelassen wird) offenbar fast gedankenlos gesprochen, wenigstens ohne daß man sich dabei eines ausgesprochenen *Wunsches* bewußt wird, geschweige denn des alten Sinnes, daß der gemeinsame Genuß eine gemeinsame Kulthandlung bedeutet, wie noch in der Christenheit das heilige Abendmahl. Neuerdings aber wird es „Mode“, bei dieser Gelegenheit wie bei anderen den Damen die Hand zu küssen. Bekanntlich ist der Handkuß, wie das Küssen des Saumes der Gewänder, noch heute Volkssitte in Gegenden, wo das Volk in Demut und Unterwürfigkeit geübt ist, das katholische Volk küßt seinen Priestern die Hände, und Damen, zumal älteren, sie zu küssen, ist gleichfalls alte Rittersitte, die sich als solche auch in adelichen Familien und Zirkeln erhalten hat. Dennoch bezeichne ich diese Gepflogenheit, die sich neuerdings ausbreitet, als „bloße“ *Mode*, denn sie beruht auf äußerer Nachahmung und auf dem Reiz der Neuheit für die bürgerlichen Kreise, nicht auf dem Herkommen und der *Pietät* dafür wie die Beobachtung einer Sitte. Ein Sinn für das Zierliche, Elegante, Schmeichlerische und Weiche trägt hier wie überall die Mode, und charakterisiert sie. Wesentlicher Grund der Nachahmung ist aber der rein gesellschaftliche, zu zeigen, daß man weiß, was sich gehört, abzustecken als „alamodischer Kavalier“ - (wie man vor 200 Jahren sagte); wenn auch der Einzelne sich nicht immer dieses Motives bewußt wird. Wenn die Mode sehr allgemein wird, so dürfte man sie bald als gemein empfinden, und sich dadurch auszeichnen wollen, daß man sie *nicht* „mitmacht“. *Simmel* spricht

80

sich geistreich über die Mode dahin aus, ihr eigentümlich pikanter, anregender Reiz bestehe in dem Kontraste zwischen ihrer ausgedehnten alles ergreifenden Verbreitung und ihrer schnellen und gründlichen Vergänglichkeit, dem Rechte auf Treulosigkeit ihr gegenüber.

Auch bei der Mode muß man unterscheiden, ob der Ausdruck bloß einen tatsächlichen Gebrauch, ob er eine Norm, ein Gesetz oder eine Macht, die dahinter steht, m. a. W. den gesetzgeberischen Willen anzeigt; und dies ist der eigentliche Sinn, in dem wir *die* Mode meinen. Aber bei dem *Willen*, den die Sitte sowohl als die Mode in sich enthält, muß man wiederum verschiedene Arten des Wollens unterscheiden: von dem, was die Sitte erlaube, war schon die Rede; so erlaubt auch die Mode manches, ohne es gerade zu billigen und zu empfehlen. Es ist ihnen genug, wenn sie sich als *Herren* betätigen; und jeder Herr tut seinen Willen in vielen Abstufungen kund: manches gestattet und erlaubt er, anderes begünstigt, rät und empfiehlt er, anderes sucht er durch Mißbilligung, Tadel und Warnung zu hemmen; und nur auf das, was er für wichtig hält, beziehen sich seine mehr oder weniger strengen Ver- und Gebote: das Empfehlen geht in *Befehlen* über. Die Mode ist, so sehr sie als tyrannisch verrufen ist, ihrem Wesen nach nicht streng; dafür ist sie zu wandelbar; wo sie streng befiehlt, da ist sie auch dauerhafter und nimmt ideellen Gehalt in sich auf, nennt sich daher auch lieber die gute oder feine *Sitte*. Diese schreibt z. B. den Männern für den Besuch eines Diners und für viele ande-

re Gelegenheiten den Gebrauch des Fracks und der weißen Halsbinde vor; und in solchen Dingen unterscheiden sich doch wieder die Vorschriften der gesellschaftlichen „Sitte“ von den Ge-

81

boten des Anstandes. Wer zu einem Festmahl im einfachen Gehrock sich einfindet, verstößt wohl gegen jene, aber durchaus nicht gegen diese, wenn nämlich der Rock „anständig“ ist; wenn aber mehrere Knöpfe abgerissen und Fettflecke darauf sichtbar sind, so wäre das „schon nicht mehr anständig“. Wer aber in einem (vielleicht eleganten) Harlekinaufzug erschiene, von dem würden wir sagen, daß er die Grenzen des Taktes und guten Geschmacks überschreite, wir würden ihn albern schelten. Und wenn einer sich verspätet und ohne dem Wirte oder den Mitgästen sein „Kompliment“ zu machen, seinen Platz wie an der Wirtstafel einnimmt, so werden wir finden, daß er die Gebote der *Höflichkeit* oder der Schicklichkeit außer acht lasse. Auf den Unterschied dieser „Gesetzbücher“ von dem der Sitte wurde schon aufmerksam gemacht. Freilich: auch die Sitte will es, daß man zu festlichen Gelegenheiten ein „hochzeitlich Gewand“ anziehe; die Regel gilt nicht nur in der „guten Gesellschaft“. Aber wo die Sitte wirklich lebendig ist, da findet sie eben regelmäßig Gehorsam, sie wird peinlich befolgt und wer von ihr abweicht, erscheint, wenn es nichts Schlimmeres ist, fast wie ein Irrsinniger; also so notwendig setzt sich regelmäßig die Sitte. Hingegen die feine Sitte gibt sich selbst als ein Ideal; es wird wie eine schöne Kunst betrachtet, ihren Anforderungen „tadellos“ gerecht zu werden. Es erfordert ein Studium, in das man eingeführt werden muß; und in den höchsten Kreisen weiß nur der Zeremonienmeister alles, wie es sich gehört: hier herrscht die „Etikette“ (so genannt nach Zetteln, auf denen jedem sein Rang, also Stellung und Sitz bezeichnet war), die weder Sitte noch Mode ist; von der Sitte hat sie das Steife und Strenge, von der Mode das Äußer-

82

liche, Gesellschaftliche, Unvolkstümliche: sie ist die entgeistigte Sitte.

Eben durch ihre Zeremonien und Riten ist die feine Sitte der *Religion* verwandt, von der sie sich andererseits so stark unterscheidet; denn die feine Sitte ist ganz und gar weltlich und dient hauptsächlich dem Vergnügen. Aber im Förmlichen und Feierlichen liegen die Berührungspunkte, daher auch überall, wo es sich um einen *Kultus* handelt: in diesem Sinne werde an den Totenkult wiederum erinnert, aber auch an den ganz und gar, oder doch beinahe, religiösen Kult, der den „Majestäten“ zu teil zu werden pflegt, und endlich an den Kultus, den die Männerwelt von altersher den *Frauen* gewidmet hat. Hier zumal bemerken wir die Sitte in ihrem Übergang zur feinen Sitte, in ihrer Veredlung und veredelnden Wirkung; die aber auch in eitle Nichtigkeiten und in ein luxuriöses Raffinement übergeht, wo eine glänzende Außenseite die Fäulnis überdeckt, wie von jeher an den Höfen und in allzuvielen Salons der Fall gewesen ist. Immer ist die Mode ein Moment und Symptom der Auflösung der Sitte; eben weil jene nicht volkstümlich sein will noch sein kann, sondern privilegiert, standesgemäß, distinguert und distinguierend. Darum wünscht der Dichter, daß die Freude wieder einen möge „was die

Mode streng geteilt“.

Die Standessitten haben auch, wenn sie sonst echte Sitten sind, dies mit der Mode gemein. So auch die höchst charakteristische Standessitte des *Duells*; Jhering stellt es als Typus einer schlechten Sitte oder „Unsitte“ dar, ohne zur Erkenntnis seines Wesens dadurch beizutragen. Es bezeichnet aber den *Herrenstand*, und vorzüglich den kriegerischen, ritterlichen Herrenstand, dessen fast einzige oder doch allein wesent-

83

liche Ehre die Tapferkeit ist; es bezeichnet ihn als *selbstherrlichen* Stand, der für sich in Anspruch nimmt, die Streitigkeiten innerhalb seiner, die „Händel“ nach *seiner Sitte*, d. h. eben nach seinem eigenen Willen und darin enthaltener Regel, auszumachen. Dem Wesen des modernen Staates, der prinzipiell keinen Stand, der über seinen Gesetzen steht, anerkennt und nur (als monarchischer, d. h. teilweise privatrechtlicher Staat) noch Ausnahmen zugunsten des *hohen Adels* macht, ist es entgegen; müßte daher, und würde von diesem Staat besonders scharf bekämpft werden, wenn nicht eben der Stand, der diese Sitte hat, in ihm - wenigstens in mehreren seiner Exemplare - maßgebenden Einfluß genug besäße, um ein *laxes* Spezialgesetz, das die Duelle begünstigt, indem es sie verbietet und unter Strafe stellt, durchzusetzen und aufrecht zu erhalten. Jede Standessitte hat aber eben dies mit der Mode gemein, und ist ihr insofern verwandt, daß sie nicht volkstümlich und gemein sein *will*; so wird auch die Duellsitte aus dem Grunde nachgeahmt, weil der Reiz, einem so ausgezeichneten Stande, wenn nicht anzugehören, so doch in einem wichtigen Punkte zu gleichen, für das Gefühl (zumal jüngerer Männer), nennen wir es nun Ehrgefühl oder Eitelkeit, so stark ist, daß die Gefahr für Leib und Leben dadurch aufgewogen wird. Dies macht, daß ganze Gruppen und Kategorien derer, die zum Herrenstande gehören wollen, eine Sitte, wie die Duellsitte, für sich selber in Anspruch nehmen. Freilich noch stärker wirkt negativ beim einzelnen Manne die Furcht, ausdrücklich als ein Mann erkannt und gekennzeichnet zu werden, der *nicht* dazu gehört, also *nicht* ein „Kerl ist, der Ehre im Leibe hat“.

Die herrschenden Klassen einer Gesellschaft spielen immer

84

eine Doppelrolle, die oft auch auf verschiedene Schichten dieser Klassen verteilt ist. Sie sind einerseits an der Spitze von Neuerungen, also auch insofern als sie „neue Moden“ oft vom Auslande her einführen; andererseits sind sie stockkonservativ und streng „national“, hängen also auch an alten Sitten, gerade weil ihre eigene Position auf dem Alter beruht. Vorbildlich für beides ist immer der „Adel“, und zwar nicht selten so, daß ein jüngerer oder „Briefadel“ die eine, der ältere oder Uradel die andere Rolle repräsentiert, wenigstens mehr akzentuiert. Aber auch dieser, so konservativ er sein mag, verhält sich doch verschieden, je nach Gegenstand und Zwecken. Kraft der engen Verbindung von Religion und Sitte bleibt die Sitte besonders volkstümlich, allgemein, und zugleich dauerhaft als *religiöse Sitte*. Infolge der Kirchenspaltung hatte sie freilich in deutschen Landen einen schweren Bruch erlitten. In den Zeiten der Restauration suchte der Adel um

so mehr seine Stütze an ihr, als er sich nun erst recht dem Landvolke gegenüber als Obrigkeit konstituierte, und durch den Besitz des Patronatsrechtes auch die kirchliche Gemeinde bevormunden konnte. Aber beflissen wie er war - sonderlich in den Trübnissen des 17. Jahrhunderts - als Stand sich schärfer vom Volke zu scheiden, mochte er auch die kirchliche Sitte nicht mehr mitmachen. Es schien „disreputierlich“, daß ein adlich Kind „mit dem Wasser sollte getauft werden, mit dem auch gemeine Kinder getauft sein“. Man führte Privattaufen, Privatkonfirmationen ein. Man erbittet vom Landesfürsten das Recht, im Hause, oder in der Kirche vor (anstatt nach) dem Gottesdienste das heilige Nachtmahl zu nehmen. Zwei adliche Damen klagten in einer Eingabe an den Kurfürsten von Sachsen, daß sie sich bei der Kom-

85

munion „durch die große Menge des gemeinen Volkes mit vieler Inkommodität und Verdruß durchdrängen müssen“; man will eben *nicht* mehr mit der großen Menge „kommunizieren“. Bald ließ sich der Adel nicht mehr aufbieten und nicht mehr in der Kirche trauen. „Auch die Begräbnissitte stieß man um“ (alles nach *Paul Drews*, Der Einfluß der gesellschaftlichen Zustände auf das kirchliche Leben: Zeitschr. für Theologie und Kirche XVI, I). Der Adel zog stille Begräbnisse, abends bei Fackelschein, mit Standreden anstatt der üblichen Leichenpredigt, vor. Er entzog sich der kirchlichen Zucht. Bei heiligen Bräuchen emanzipierte er sich sogar von der hergebrachten ernsten und strengen Sitte der Andacht, unterhielt sich „als ob sie auf einem Ball oder bei einer Oper oder sonst einem Gelag beisammen wären“. Interessant ist auch, wie der *Pietismus*, seiner Tendenz nach in die entgegengesetzte (volkstümliche) Richtung wirkend, vom Adel aufgenommen wurde, um „das, was als soziales Vorrecht illegal war, nun als erbauliches Mittel legal und berechtigt erscheinen zu lassen“. Denn die öffentlichen kirchlichen Handlungen konnten, im Sinne der pietistischen Denkungsart, als „unerbaulich“ verschmäht werden. So hat auch in dieser Hinsicht der Pietismus dem Rationalismus vorgearbeitet, für den die Bedeutsamkeit kirchlicher Formen und religiöser Handlungen überhaupt verblaßt, der eine modische Bildung, die als solche notwendig exklusiv ist, an die Stelle einfältigen, kindlichen, in der Überlieferung wurzelnden Glaubens setzt. Die ihrem Wesen nach wissenschaftliche Bildung greift aber die Religion zerstörender an als die Sitte; gerade als feine oder gute Sitte vermag sich, zumal wenn die Staatsgewalt hilft, religiöse Sitte zu erhalten oder sogar wiederherzustellen; die dadurch

86

freilich rasch heuchlerisch und verlogen wird, also alles, was sie an innerer Schönheit besaß, jämmerlich einbüßt.

DIE Gesellschaft, als Subjekt und Träger der Mode steht in einem gewissen notwendigen Gegensatz zur Sitte. Sie ist modern, ist gebildet, ist weltbürgerlich. Sie vertritt durchaus andere neue Prinzipien, sie will nicht Stillstand, sondern Fortschritt. Der Handel, die Warenproduktion, die Manufaktur und Fabrik, sind ihre Elemente, mit denen sie ihre Netze über die ganze bewohnte Erde ausspannt. Sie will Bewegung, und zwar beschleunigte; sie muß die Sitte auflösen, um den Sinn und Geschmack für das Neue, für die importierten Waren zu entwickeln; sie rechnet auf individuelle Antriebe, besonders auf Neugier und Putzsucht junger Leute, und auf die Lust zu tauschen, das Gefallende zu erhandeln; die Anhänglichkeit und Treue zum Überlieferten, dem Eigenen, Ererbten, muß da weichen. Der Verkehr wirkt überall auflösend, zersetzend. Handel und Verkehr, städtisches Leben, Anwachsen der Großstädte, Macht des Geldes, Kapitalismus, Scheidung der Klassen, allgemeine Bürgerlichkeit und Bildungsstreben, alle diese Seiten der gleichen Entwicklung einer *Zivilisation*, begünstigen die Mode, beschädigen die Sitte. Bald findet auch das Landvolk seine alten Sitten sonderbar und lächerlich. Die billige glänzende Ware imponiert ihm mehr als das altfränkische Stück seines Hausrats, mit den schönen wunderlichen Formen. Und so in allem. Das großstädtische Muster wird nachgeahmt. Die rasch, mit mechanischer Technik fabrizierte Ware ist oft unschön und undauerhaft, wie die

87

Mode, der sie entsprungen ist. Die ganze gesellschaftliche *Zivilisation* hat etwas, was dem künstlerischen Geiste, der ganz in Tradition und Treue beruht, entgegen ist. Sie ist oberflächlich, äußerlich. Dünn, leicht, unecht, uniform und monoton sind ihre Massenprodukte. So wird ein Zeitalter *vorherrschender* Mode und *vorherrschender* gesellschaftlicher *Zivilisation* mächtig gegenüber einem Zeitalter, das hinter ihm liegt, aber zugleich immer noch in ihm steckt, *vorherrschender* Sitte, *vorherrschender* bäuerlich - bürgerlicher, und darin beruhender geistlich-adliger Kultur. Die Hast und Unruhe fortwährender Neuerung, das Allfließen, Dauer nur im Wechsel, erfüllen jenes. Dann neigt es dazu, dieses sich zu idealisieren: antik wird modern. Man sehnt sich zurück zur Natur, man sucht die alten Scharteken wieder hervor, preist und pflegt alte Lebensformen, alte Sitten, findet auch an der Religion wieder Geschmack, entdeckt im Einfachen, Hausbackenen echten Stil, kunstgerechte Formen. Dies wiederholt sich von Zeit zu Zeit in rhythmischen Stößen. Industrie nutzt diese Mode aus wie andere. Der Geist der Gesellschaft bleibt derselbe. Er kann nicht über seinen eigenen Schatten springen. Aber in seiner Vorwärtsrichtung liegt die Möglichkeit der Überwindung. Sie liegt in der Neugestaltung der ökonomischen Grundlagen: daß die natürliche Wechselwirkung von Produktion und Konsumtion wieder an die Stelle der Überherrschaft des beweglichen Kapitals, des Handels und Verkehrs träte, würde auch das Leben wieder stabiler, ruhiger, gesunder machen, es würde eine mit Bewußtsein gepflegte Sitte, wie eine ebenso gepflegte Kunst wieder ermöglichen; würde sogar Religion zu neuem Leben als „Weltanschauung“ im Geiste der Wahrheit, oder besser: als Streben nach dem Geiste der Wahr-

88

heit und Verehrung ihrer Idee zu erwecken vermögen. Eine Gesellschaft, die einen solchen Weg einmütig, mit klarer und starker Erkenntnis einschlägt, würde zeigen, daß sie nicht mehr Modelaunen folge, sondern einen vernünftigen Willen hervorzubringen imstande sei. Und das Wachstum ihrer Vernunft ist das, was sie allgemein auszeichnet, was in der Entwicklungslinie der Sitte und Gesittung selber liegt, ihre Veredlung und Verfeinerung, von der wir mehrfach Erwähnung getan haben, die Befreiung von Aberglauben, Spuk und Zauber, die Freude an der Erkenntnis, die selber ein Kunstgenuß und ein Antrieb zu künstlerischer Naivetät und Schaffenslust werden kann. Die Gegenwart enthält solche Momente und Elemente, wenn auch nur gleich verstreuten Samenkörnern. Von der Zukunft kann man eher sagen, daß sie in diesem Sinne, dieser Richtung, sich ausbilden *solle*, als daß sie es werde.

Ganz analog zur Gesellschaft wirkt auch der Staat - in seiner empirischen Erscheinung der andere Ausdruck der Gesellschaft - auf die Sitte. Sie ist konkret, sich besondernd, ländlich, landschaftlich-städtisch, der Staat stellt in sich einen einheitlich-abstrakten Willen dar, der ordnen, d. h. ausgleichen will, durch Polizeiverordnungen und Gesetze bekämpft er die Sitte, wo sie ihm schädlich oder auch nur gefährlich scheint; mindert ihr Ansehen überall durch seine ausschließende Autorität. Er dient dem Fortschritt, der Entwicklung freier Persönlichkeiten, aber dies geschieht auf Kosten des Volkes und seines gemeinschaftlichen, genossenschaftlichen *Lebens*. Es ist nicht wohlgetan, darüber zu klagen, wie sehr sich der Denker und Forscher dazu versucht fühlen möge. Je mehr er die innere Notwendigkeit des Prozesses begreift, desto mehr wird seine Klage verstummen. Aber einem Gefühle

89

des Tragischen im Gange der Dinge braucht er nicht zu wehren. Gerade weil der Fortschritt so groß, hat der Zusammenbruch des Herkömmlichen so viel Erschütterndes; denn an den Fortschritt knüpfen sich die Erwartungen, daß er auch das Gute des alten Lebens wiederherstellen oder ersetzen solle, und er vermag es nicht, er leistet nur das Seine, er gibt den Menschen Gelegenheit zum Broterwerb und, soweit ihnen Zeit übrig bleibt, auch Gelegenheit zur allgemeinen Bildung. Alles Heimatliche, Traute, Gemütliche verschwindet; das Individuum wird auf sich selber gestellt. Der Staat befördert, im Namen des wirtschaftlichen Fortschritts, der rationellen Landwirtschaft, die Auflösung der dörflichen Realgemeinde, Aufteilung der gemeinen Weide, Aufhebung der Gemengelage und des Flurzwanges, die alle von der Sitte geregelt waren. Wie Leben und Recht des Bauern, so war das des Bürgers, namentlich des Handwerkers, in Zunft und Stadtgemeinde, durch die Sitte beherrscht, die auf der Idee der natürlichen Eintracht, der Brüderlichkeit gegründet ist. Der Geist der Sitte ist kommunistisch und bleibt es, trotz der Entwicklung des Privateigentums. Die individuellen Rechte sind innerhalb der Sitte nicht nackt und absolut; sie sind mehr zueinander als gegeneinander gekehrt. Erst ein technisch entwickeltes, nationales Recht wie das römische, eine staatliche Gesetzgebung, die es aufnimmt oder auf gleichen Prinzipien sich aufbaut, stellen jene in den Vordergrund; sie kennen nichts als die - wenn möglich

auch individuelle - Obrigkeit und die Einzelmenschen, die teils durch Gesetz in ihren Verhältnissen zueinander geordnet sind, teils durch freie Verträge ihre Beziehungen und Rechte abgrenzen und regeln. Das Recht wird von der Moral geschieden, mit der die Sitte es verbunden hatte. Jeder ist - der

90

Idee nach - des andern Feind, wenigstens Prozeßgegner, weil jeder dem andern, wenn auch in rechtlichen Formen, zu *nehmen* sucht. Sitte und Religion sind höchst unvollkommene, oft kindliche, zuweilen kindische Ausdrücke des Volksgeistes, aber sie sind des Volkes eigener Wille, dessen es sich freut, während der Wille der Obrigkeit, auch wenn er theoretisch konstruiert werden kann als ein vom Volke aus sich herausgesetzter (autorisierter), ihm als ein fremder gegenübertritt. In der Periode des fürstlichen Absolutismus, die auch in konstitutionellen Formen noch fort dauert, tritt dies am grellsten hervor. „Das charakteristische Merkmal dieses Gedankens (der Obrigkeit) ist, daß er den Staat als etwas vom Volke Verschiedenes setzt; daß er in dem abstrakten Begriff dieses Staates die Summe aller öffentlichen Gewalt... konzentriert; daß ihm die Obrigkeit die sichtbare Repräsentantin dieses abstrakten Begriffes ist, außer dem Staat aber nur Individuen existieren“ (*Gierke*). „Während die Gemeinheitsverfassung die Organisation bestimmt, vermöge deren die Gesamtheit sich selbst regiert, enthält die Obrigkeitsverfassung die Organisation, vermöge deren die Gesamtheit *regiert wird*... Wenn so das obrigkeitliche Prinzip die Verwirklichung des *absoluten* Staates anstrebt, so erscheint derselbe zugleich als *Polizeistaat*“ (ders.). Die Polizei erweist sich als überaus nützlich, ja notwendig, aber sie hemmt das „Publikum“, die Untertanen auch da, wo sie in der Sitte sich noch frei bewegt haben. Sie will sie auseinanderhalten, um Gewalt zu verhüten. Sie hält sie aber auch auseinander, wo ihr Zusammenkommen Eintracht bedeutet und fördert, Sitte begründet und erhält. Hier begegnet überall die „Terrainstreitigkeit zwischen Sitte und Gesetz“. „Wie manch sinniger Brauch fällt polizeilicher Supervorsichtig-

91

keit zum Opfer, wie manch ursprünglich unschuldige und unschuldverwahrende Freiheit ist durch das bevormundende Gesetz verboten, und damit erst die Gefahr eines Mißbrauchs zum Bewußtsein gebracht - wie oft reizt eine... staatliche, als herrschsüchtige Willkür sich anlassende Vorschrift erst recht zu einer Übertretung, welche dann nicht mehr ungefährlich ist, wenn man vielleicht gar Natur und Behörde gleichermaßen zu überlisten, Bedacht nimmt - das Bilden des individuellen Geistes nach individuellen Neigungen und Anlagen: die bürokratische Uniformierung duldet es nicht länger und jeder Streifen Landes, den bei solcher Grenzregulierung das unaufhaltsam vordringende Gesetz erobert: die Sitte ist es, die ihn abgeben muß“ (*Bahnsen*, *Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt II*, S. 292). *Schiller* rühmt der Sitte nach, daß sie den Menschen frei und mächtig mache. Wo die Polizei und ihr Staat nach ihren eigensten Intentionen wirken, machen sie den Menschen unfrei und ohnmächtig. Sie bewachen und bevormunden ihn wie ein Kind. Ein geistig reifer und stärker werdendes Volk will wieder sein eigener Herr sein. Es will im Staate sich selber erkennen, sich in den



Staat hineinbilden. Es will wieder auch in engeren Kreisen sich selbst regieren. Soweit dies gelingt, ist auch ein gewisses Wiederaufleben der Sitte möglich; soweit nicht die Gesellschaft und ihr Zeitgeist entgegenwirken; soweit nicht die Freiheit, welche herrschende Klassen für sich selber erwerben und behaupten, in der Gesellschaft und im Staate zur Unterdrückung der Freiheit des „Volkes“ d. h. der Massen, die als untere Klassen ihnen gegenüberstehen, angewandt wird. In diesen erhält sich das Wesen des Volkes stärker, mit seinen Tendenzen zu Eintracht und Sitte, zur „Solidarität“. Aber in ihrer fort-

92

schreitenden Befreiung und Entwicklung nehmen sie resoluten Anteil an einer wissenschaftlichen Vernunft, welche immer am meisten, und am meisten unmittelbar die Tendenzen der Individualisierung begünstigt.

„La coutume est la raison des sots“, so sprach der König der Aufklärung sein Verdikt. Dem entspricht im allgemeinen die Haltung der *Wissenschaft* zur Sitte. Wissenschaft ist ihrem Wesen nach rationalistisch. Der große Sinn der kritischen Philosophie besteht darin, der Wissenschaft dies zum Bewußtsein zu bringen, also sie auch ihrer Schranken bewußt zu machen. Die bedeutendste Schranke ist die, daß sie das Lebendige nur mangelhaft in ihre Formeln spannen kann. Den organischen Tatsachen gegenüber versagt die klare Rechnung. Der Rationalist versucht die Tatsachen des Lebens mechanisch, er versucht in analoger Weise die Tatsachen des Geistes intellektualistisch zu verstehen und zu deuten. Er sieht in diesen ein Mehr oder Weniger von Klugheit, von logischem Verstande, der das Nützliche, Zweckmäßige erkennt und bildet. Gewohnheit erscheint ihm, gleich dem Instinkt, als etwas Tierisches, Dunkles, Geringes und Niedriges. Daher auch Sitte, die so vielfach mit Aberglauben zusammenhängt und ebenso wie dieser beurteilt wird. Aber dies ist ein unzulängliches Urteil. Der Denkende muß das unbewußt Schaffende im menschlichen, sozialen und individuellen Geiste erkennen, und Vernunft nicht nur in dem finden, was der Form nach vernünftig ist. Er wird dann der Gewohnheit und Sitte gerecht werden und der höchst wichtigen *Funktion*, die sie je im individuellen und im sozialen Geiste erfüllen. Beide sparen dem Willen Arbeit, sofern das, was sie regulieren, wie von selber geht, über Zweifel und Bedenken hinausgehoben ist, das Leben er-

93

leichtert. Wenn sie nur die Vernunft nicht gefangen nehmen, bleibt für diese um so mehr Spielraum zu freier Betätigung. Diese Bequemlichkeit bietet auch ein Gedanken- und Meinungssystem, wie eine Religion es darstellt, nebst den daraus hergeleiteten Vorschriften für das Handeln, die mit denen der Sitte so regelmäßig zusammenwirken, daß wir religiöse Sitte überall charakteristisch fanden. Hier ist aber auch der Konflikt am offenbarsten unvermeidlich. Ein Glaube macht darauf Anspruch, wenn nicht begründet, so doch wahr zu sein; er steht daher immer vor dem Forum des wissenschaftlichen Denkens. Seine Nützlichkeit, sein Wert vermag ihn in dieser Hinsicht nicht zu decken. Sitte macht jenen Anspruch nicht. Sie will aber auch nicht nach ihrer bloßen Zweckmäßigkeit beurteilt werden, da wür-

de sie leicht durch eine vernünftige Einrichtung übertroffen. Sie hat ihren Wert als (*sittlich*) gute Sitte und als *schöne* Sitte. Als gute Sitte hat sie einen ethischen, als schöne Sitte einen ästhetischen Wert. Das vollkommen Sittliche hat auch ästhetischen, das vollkommen Ästhetische auch ethischen Wert. Beide Werte sind über bloße Zweckmäßigkeit erhaben, sie sind an sich selber Zwecke. Die wissenschaftliche (diskursive) Vernunft kann sie daher auch nicht nachbilden, sondern nur anschauen und beschreiben. Dennoch wird sie immer ihnen entgegen sein, weil und insofern als sie selber eben das Zweckmäßige bilden will; wohl auch, weil mit ihr ein anderer, oft ein rasch sich erneuernder, also wechselnder *Geschmack* sich assoziiert; denn die Elemente des Geistes sind nicht unabhängig voneinander; Geschmack aber ist ein Ausdruck des Willens. Der Wille, der frei das Zweckmäßige erwählt und vorzieht, ist Willkür. Aber diese Assoziation ist nicht notwendig und wesentlich. Das wissenschaftliche Denken

94

kann sich auch mit Wesenwillen und darin beruhendem Geschmack verbinden. Es wird um so mehr dazu geneigt sein, je mehr es selber in die Tatsachen des organischen Lebens und Schaffens, also auch in die Werkstatt des moralischen und des künstlerischen Genius verstehend hineindringt. So wird auch das freieste Denken vielfach das Sittliche der Sitte anerkennen, gelten lassen, begünstigen. Es wird oft sagen: lieber eine mangelhafte als gar keine Sitte! *Nietzsche* hielt schon 1881 für eine Grundeinsicht in die Entstehung der Moral, daß Sittlichkeit nichts anderes (also namentlich nicht *mehr!*) sei, als Gehorsam gegen Sitten, welcher Art diese auch sein mögen; der freie Mensch sei unsittlich, weil er in allem von sich und nicht von einem Herkommen abhängen *wolle* - als ob er nicht das Hergebrachte als sinnvoll, als schön und gut begreifen und ehren könnte, und ihm gehorchend eben sich selber gehorchen! Ganz treffend aber sagt der Amoralist am Schluß dieses Aphorismus (Morgenröte 9): „Unter der Herrschaft der Sittlichkeit der Sitte hat die Originalität jeder Art ein böses Gewissen bekommen; bis diesen Augenblick ist der Himmel der Besten noch dadurch verdüsterter als er sein müßte“. In der Tat ist die Sittlichkeit der Sitte längst unzureichend geworden. Sie muß im Feuer der Kritik gereinigt werden, und sie bedarf, wie viel auch von ihr als lauterer Gold sich bewähren möge, der Ergänzung, wie Edelmetall des Zeichengeldes. Ein neues Gesetzbuch der Sittlichkeit, das sich nicht an die Sitte gebunden hält, ist notwendig geworden. Je mehr wir freier *von* der Sitte und freier *in* der Sitte werden, desto mehr bedürfen wir der bewußten Ethik, d. h. aber der Erkenntnis dessen, was den Menschen zum Menschen macht: der Selbstbejahung der Vernunft; und die Vernunft muß

95

eben dadurch aufhören, eine wesentlich analytische Potenz zu sein; sie muß zu freudigem Schaffen der Gemeinschaft sich entwickeln. Erst dadurch wird sie als „des Menschen allerhöchste Kraft“ sich bewähren, oder vielmehr erst dazu *werden*.